



Illustrierte Kinder = Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 5.

20. Jahrgang.

1918.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Löwen.

Von Dr. Ludwig Staby.

Ein Tier der außereuropäischen Fauna ist in der ganzen Welt so bekannt wie der Löwe, der allgemein nicht nur als Sinnbild der Kraft und des Mutes, sondern auch des Edelfinnes seit altersher angesehen wird. Er ist deshalb auch in den Tierfabeln als der König der Tiere bezeichnet und gepriesen worden, tapfere Fürsten und Ritter erkoren ihn zum Schildzeichen, so daß er auch als Wappentier außerordentlich häufig zu finden ist. Daher ist es gekommen, daß noch heute das heranwachsende Kind in seinem ersten Bilderbuche zunächst mit dem Löwen bekannt wird, früher noch, als mit den Hauptvertretern unserer einheimischen Tiere. Weil in jedem zoologischen Garten, ja selbst in jeder herumziehenden Menagerie als größte Sehenswürdigkeit Löwen gezeigt werden, so sind schon seit Jahrhunderten im Volke Ansichten über den Löwen, sein Leben und Treiben entstanden, die einer gründlichen Kritik in keiner Weise standhalten können. Es zeigt sich hier die eigenartige, häufig wiederkehrende Tatsache, daß gerade allbekannten Tieren viele Eigenschaften angedichtet werden, die sie in Wirklichkeit gar nicht besitzen.

Die fabelhaften Gebilde des Altertums, die Greifen, waren geflügelte Löwen, und ebenso war die ägyptische Sphinx ein Ungeheuer mit geflügeltem Löwenrumpf, aber mit Kopf und Brust einer Jungfrau. Wieviel Sagen und Geschichten gibt es nicht über die Großmut des Löwen! Einst soll ein römischer Sklave einem Löwen einen schmerzenden Dorn aus dem Fuß gezogen haben, zum Dank dafür brachte ihm der Löwe Nahrung in die Höhle, in der sich der Entflohenen aufhielt. Als später der wieder eingefangene Sklave im Zirkus den wilden Tieren vorgeworfen wurde, schmeigte sich der größte der Löwen zu seinen Füßen hin, anstatt ihn zu zerreißen; es war zufällig derselbe, dem der Sklave einst geholfen hatte. Ebenso bekannt ist die Geschichte von Heinrich dem Löwen, der einen Löwen aus der Umföhlung einer Schlange rettete. Aus Dankbarkeit folgte ihm das Tier wie ein treuer Hund. Selbstverständlich spielte der Löwe auch eine große Rolle im Aberglauben und in der Quackalberei früherer Zeiten. Schon das Felt des starken Tieres gewährte dem Jäger, der seinen Körper damit eingeriebert hatte, einen sicheren Schutz gegen andere wilde Tiere, und in einem alten Jagdbuch heißt es: „Derowegen so dir ein Wolf oder Bär begegnet, fliehe nicht, auf daß er das Schmalz rieche,“ worauf sich dann natürlich das betreffende Tier schleunigst zurückzog. Weit verbreitet war und ist heute noch die Ansicht, daß der Löwe das Krähen eines Hahnes nicht ertragen kann, sondern ängstlich davor entflieht; es braucht wohl nicht betont zu werden, daß auch dies nur eine Fabel ist.

Die Heimat des Löwen ist in der Hauptsache ganz Afrika, wo er vom Nordrande bis zur Südspitze überall, außer in Ägypten, in geeigneten Gebieten vorkam, ehe der Europäer ihn verdrängte. Er ist ein Steppentier und fehlt daher im Gebiete des Urwaldes. Außer in Afrika finden wir ihn in Asien bis in das nördliche Indien hinein. Er lebt hier im Nordwesten, im Gudschrat und im Bundesland; außerdem findet sich der Löwe häufiger in Persien (Provinz Schiras) und in Mesopotamien, wahrscheinlich auch in dem so gut wie gar nicht durchforschten Innerarabien. Dagegen ist er in Palästina und Syrien ausgerottet, ebenso auf der Balkanhalbinsel, wo er in frühhistorischer Zeit noch lebte (vergleiche die Herkulesfage, Homer u. a.). Er ist hier später ausgerottet worden als in Ägypten.

In vorgeschichtlicher Zeit war er auch über ganz Europa verbreitet, wie die zahlreichen Knochenfunde von Höhlenlöwen im Pleistozän beweisen, die wir als die Vorfahren unseres jetzigen Löwen ansehen müssen und die sich nicht sehr wesentlich von ihm unterscheiden. Wahrscheinlich stammen die Löwen von quergestreiften Katzen früherer Epochen ab, da die jungen Löwen mit einem Fell zur Welt kommen, das deutlich in Querreihen angeordnete Flecken erkennen läßt. Die Fleckenzeichnung behält der junge Löwe ziemlich lange bei, und erst allmählich verschwindet sie beim männlichen Tier, um dem einfarbigen Kleide Platz zu machen. Es werden gar nicht selten ausgewachsene weibliche Löwen erlegt, die an den Gliedmaßen und an der Unterseite des Leibes noch deutliche Spuren dieser Fleckenzeichnung aufweisen. Das einfarbige Kleid hat der Löwe höchst wahrscheinlich als Anpassung an sein heutiges Wohngebiet erworben; es stimmt vorzüglich mit dem gelben oder braunen Ton der trockenen Steppe, der eigentlichen Heimat des Löwen, überein.

Heute ist der Löwe durch die immer weiter vordringende Kultur des Europäers in manchen Teilen seiner ursprünglichen Heimat ausgerottet worden, besonders in den nördlichen Ländern Afrikas in Algier, Tunis, Tripolis, aber auch südlich des Oranje; er findet sich dagegen noch häufig in Oamboland, Betschuanaland, Rhodesia u. a. In früheren Jahrhunderten war der Löwe gerade im Kaplande außerordentlich häufig, so daß der Gouverneur von Kapstadt im Jahre 1653 in sein Tagebuch schrieb: „Heute nacht schien es, als wollten die Löwen die Festung im Sturm nehmen.“ Im übrigen ist der große Räuber in den unermesslichen Ländern des Innern des schwarzen Erdteils überall noch ziemlich oft anzutreffen, und nur dort, wo das Feuergewehr seine Herrschaft angetreten hat, ist sein Vorkommen bedeutend eingeschränkt. Er versteht es aber auch, sich in gewisser Beziehung der Kultur

anzupassen und die ausgedehnten Anpflanzungen der Farmer als Wohngebiete zu benutzen, und so kommt es, daß er z. B. in Deutsch-Ostafrika nicht ausgerottet ist, sondern im Gegenteil in nächster Nähe der Städte und großen Dörfer sich angesiedelt hat.

Der Löwe gehört zu den echten Katzen, die unter allen Raubtieren das zwar an Zähnen ärmste, aber für ausschließliche Fleischnahrung am besten geeignete Gebiß mit gewaltigen Reißzähnen haben. Die Zunge ist mit rauen, spitzen Höckern besetzt, Kopf, Hals und Brust haben beim männlichen Löwen eine bedeutend verlängerte Behaarung, und gerade diese Mähne gibt dem Tiere das stattliche Aussehen. Sie ist bei den freilebenden Tieren insofern Abnutzung und regelmäßigen Haarwechsels meist bedeutend schwächer als bei den in Gefangenschaft gehaltenen. Starke Mähnen, auch Bauchmähnen, haben die Löwen der Hochgebirge (Abessinien, Atlas, Persien, Kapland). Im Gegensatz zu den meisten anderen Katzen, die allein ihre Beute beschleichen und überfallen, jagen die Löwen in der Regel gemeinsam in größeren oder kleineren Trupps. Sie beschleichen entweder das Wild, z. B. ein Rudel Antilopen, von allen Seiten oder treiben es sich gegenseitig zu. Beim Angriff scheint die Löwin die tätigere und raublustigere zu sein. Die frühere Ansicht, daß die Löwen sich in hohen Sprüngen ihrer Beute nähern, ist durch zahlreiche Beobachtungen und Blitzlichtaufnahmen als falsch erkannt worden; sie schleichen vielmehr nach echter Katzenart dicht an den Boden geschmiegt unter sorgfältiger Beobachtung von Deckung und Windrichtung so nahe als möglich an das Beutetier heran, um es dann mit einem gewaltigen Sprunge zu überfallen; ein furchtbarer Biß der mächtigen Zähne tötet das Opfer fast augenblicklich durch Brechen des Genicks.

Tagsüber hält sich der Simba, wie der Löwe in Afrika heißt, meistens in seinem Schlupfwinkel verborgen, erst wenn die Sonne abends am Horizont verschwindet und nach kurzer Dämmerung die Nacht hereinbricht, ist er auf den Läufen und durchstreift mit seinen Genossen auf seinen Raubzügen weite Gebiete, alles Getier, in dessen Nähe er kommt, in Angst und Schrecken setzend.

Oft ist die Frage aufgeworfen worden, ob der Löwe ohne weiteres den Menschen angreift. Sie muß in dieser allgemeinen Fassung unbedingt verneint werden; wie fast jedes andere Tier, geht auch der Löwe dem Menschen bei einem Zusammentreffen aus dem Wege, ja er flieht meistens beim ersten Anblick seines gefährlichen Feindes. Etwas ganz anderes ist es natürlich, wenn ein Löwe auf der Jagd in die Enge getrieben oder verwundet wird; dann ist er der gefährlichste Gegner, den man sich denken kann. Eine weitere Ausnahme machen auch die Löwen, die mit dem Menschen häufig in Berührung gekommen sind und seine Wehrlosigkeit erkannt haben. Diese Löwen, meistens sehr alte Exemplare, halten sich mit Vorliebe in der Nähe der Dörfer und Städte auf, um einzeln gehende Menschen zu überfallen. Sie bilden sich allmählich zu „Menschenfressern“ aus und sind dann die Geißel und der Schrecken der ganzen Umgebung. Aber auch diese gefährlichen Bestien wissen sehr wohl einen Unterschied zu machen zwischen den ziemlich hilflosen Schwarzen und den mit todbringenden Waffen ausgerüsteten Weißen; nur die ersteren sind von ihnen ernstlich gefährdet. Auf der Jagd hingegen muß sich auch der weiße Jäger sehr vorsehen, und wenn er nur in Begleitung weniger Eingeborener zu Fuß dem gewaltigen Raubtier entgegentritt, dann hat er außer seiner Schießfertigkeit ein tüchtiges Stück Vorsicht, Mut und Kaltblütigkeit nötig, um seinen gefährlichen Gegner zu besiegen. Die Furcht vor dem Löwen ist den Eingeborenen seit jeher so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie beim Anblick oder auch nur beim Vernehmen des Gebrülls eines Löwen sofort Kersengeld geben, und es gibt nicht unter allen Stämmen der Neger tapferere Männer, die dem Simba mutig stand zu halten wagen.

In der Gefangenschaft zeigt der Löwe meistens einen ziemlich gutmütigen Charakter, er befreundet sich mit

seinem Wärter, der ihn ohne weiteres anfassen und mit ihm spielen kann, und dem er auch ziemlich gut gehorcht. In den zoologischen Gärten pflanzen sich die Löwen ohne weiteres fort, viele der Gärten machen mit der Aufzucht und dem Verkauf der jungen Wüstenlöwe ein gutes Geschäft, und fast alle Löwen, die man in den Menagerien und Schaulustungen zu sehen bekommt, sind in zoologischen Gärten geboren, sie haben die Heimat ihrer Väter niemals erblickt.

22

Ein rätselvolles Pflanzengeschlecht.

Wer in den heißen Sommertagen einen kühlen Wald aufsucht, kann nicht achtlos an den zierlichen Blätterbüschchen vorübergehen, die wie stammlöse Palmen den Waldboden bedecken und die gerade dann in ihrer üppigsten Entfaltung stehen. Es sind dies die Farne, die wir auch mit dem nicht gerade schönen Namen Farnkräuter belegen. Der Name Farn geht auf denselben Ursprung zurück wie das altindische Wort Parna, das soviel wie Flügel oder Feder bedeutet; Farn heißt also soviel wie federförmiges Blatt. Die Naturkundigen belehren uns freilich, daß das Blatt der Farne streng genommen kein Blatt ist wie dasjenige der Rosen, Eichen usw. Die Farne gehören zu den Kryptogamen, wie sie Linne genannt hat, d. h. zu den im Verborgenen sich hefruchtenden Pflanzen. Es fehlt also den Farnen im Gegensatz zu dem Blatt die Blüte, ihr „Blatt“ ist ein selbstständiger, keiner Vergleichung unterworfenen Teil, und man tut besser daran, es nicht als Blatt zu bezeichnen, sondern es mit der besonderen Benennung Wedel zu belegen. Betrachtet man die Rückseite eines Farnwedels genauer, so entdeckt man auf ihr längs des feinen Geädters verteilt die zahlreichen fruchthäufchen, die in besonderen Samenkapseln die zur Fortpflanzung bestimmten unzähligen Keimkörner enthalten. Man hat berechnet, daß ein großer Farnwedel über 1200 fruchthäufchen aufweist, in denen sich über eine halbe Million Samenkapseln und in diesen über 15 Millionen Keimkörner befinden. Man unterscheidet streng die Keimkörner oder Sporen der Kryptogamen von den Samenkörnern der Phanerogamen, die immer schon einen vorgebildeten Keim enthalten, während die winzig kleinen Sporen der Kryptogamen die Anlage der jungen Pflanze beim Keimen erst bilden. Da früher die Kenntnis der Sporenkörper und die Entstehung der Pflanzen aus ihnen gänzlich unbekannt war, so fand hier der Aberglaube ein leichtes Spiel, und man brachte die Pflanze mit dämonischen Kräften in Verbindung. Man sagte sich, daß die Pflanze Samenkörner haben müsse, um sich fortpflanzen zu können, und man maß diesen nun die Kunst zu, sich unsichtbar zu machen. Nur besonders bedorugten oder mit bösen Geistern in Verbindung stehenden Menschen sei es möglich, in den Besitz des rätselhaften Samens zu gelangen, der auch seinem Träger die Gabe der Unsichtbarkeit verleihe. Noch andere wunderbare Kräfte schrieb man dem Samen zu. Sein Besitzer erfreute sich einer unermesslichen Jugend und verfügte über übermenschliche Kräfte. Wer den Samen bei sich trug, dem wurden alle Wünsche erfüllt, und legte man den Farnsamen zu seinem Gelde, so bewirkte er, daß sich dieses trotz aller Ausgaben nicht verringerte. Nach den einen sollte die plötzliche Reife des Samens in der Christnacht, nach den anderen in der Johannisnacht vor sich gehen. Man kann sich denken, daß in einer der beiden Nächte unzählige Versuche unternommen wurden, um in den Besitz des Glückssamens zu gelangen. . . . Dieser uns heute sonderbar anmutende Aberglaube ist aber immerhin ein Ausdruck dafür, wie manche Naturerscheinung nie aufhört, den menschlichen Geist zu beschäftigen, bis nach vielfachen Irrwegen die wissenschaftliche Forschung die richtige Lösung zu finden vermochte. Die moderne Naturwissenschaft hat das Rätsel der Fortpflanzung der Farne ergründet, sie hat auch festgestellt, daß diese Pflanzengattung in den feuchten Wäldern der heißen Zone nach heute Baumfarne aufweist, die eine Höhe von 15 Meter und darüber erreichen und die riesige Wedel tragen. Die Wissenschaft hat uns aber noch weit mehr enthüllt. Sie hat uns gezeigt, daß einst vor Millionen von Jahren in unseren Breiten bei gänzlich anders gearteten klimatischen Verhältnissen noch riesigere Baumfarne standen, die in Riesewäldern weite Striche bedeckten und deren gewaltige Stämme dann vom Meere überflutet und von den festen Bestandteilen der Meeresluten begraben, unter dem starken, Tausende anhaltenden Druck sich in die starken Steinkohlenflasse gewandelt haben, die für uns heute eines der notwendigsten Mittel zur Erhaltung unserer Kultur und zur Fortführung

unserer Existenz darstellen. Die reizvollen und zierlichen Farnwedel, die uns heute im Waldesschatten erfreuen, sind also die recht winzig gewordenen Nachkommen der riesigen Baumfarne, die uns vor Millionen Jahren den Stoff zu unseren Steinkohlen geliefert haben.

Sonderlinge im Tierreich.

Einige der interessantesten Sonderlinge im Tierreich, die diesen Namen teils wegen ihres merkwürdigen Äußeren, teils wegen ihrer seltsamen Lebensgewohnheiten verdienen, werden in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ näher ins Auge gefasst. Zu den bekanntesten Sonderlingen gehört der Vielfraß, dessen Name ja sogar in manche Redewendung übergegangen ist. Von ihm sang schon ein alter Kinderreim: „Vielfraß nennt man dieses Tier, wegen seiner Freßbegier.“ Vielfach ist die Ansicht verbreitet, daß der Vielfraß, der ein Mitteding zwischen Dachs, Marder und Bär darstellt, sein Leben lang ununterbrochen mit Fressen beschäftigt sei. In alten naturgeschichtlichen Werken wurde von ihm sogar behauptet: „Findet er ein Nas, so frist er so lange, daß ihm der Leib wie eine Trommel streicht.“ Zur Ehrenrettung des Vielfrasses muß aber gesagt werden, daß ihm damit doch mehr zugemutet wird, als er in Wirklichkeit an Freßlust leistet; eigentlich erhielt er seinen Namen daher, weil er im Verhältnis zu seiner geringen Größe — er ist durchschnittlich bei einer Höhe von 45 Cm. 1 Meter lang — ein ebenso wilder wie starker Räuber ist. Wenn er nicht genügend Mäuse findet, wagt er sich trotz seiner Unansehnlichkeit an Weidewied und Reintiere heran, und da sein Drang zum Raube ihn oft bis in die Höhlen der Nordlandbewohner vordringen läßt, muß er dabei häufig sein Leben lassen. Sein grauhäutiger Pelz wird übrigens von den Modeschönheiten der Jakuten, Kamtschadalen usw. sehr hoch geschätzt. Inner den Sonderlingen, deren Äußeres Bedenken gibt, wirkt die Steppenantilope sicherlich am verblüffendsten. Während das Geschlecht der Antilope sich sonst durch mehr oder weniger große Mmut und Zierlichkeit auszeichnet, hat die unglückselige Steppenantilope zu ihrem plumpen Körper eine Nase von unglaublicher Form erhalten. Die Nase gleicht einem abwärts gebogenen, kaum verkürzten Schlauchende und ist überdies mit Knorpeln durchsetzt und von einer geringelten, völlig runzeligen Haut überzogen. Im Altaigebirge und in dem ganzen Gebiet bis zu den Steppenländern am Kaspischen und am Schwarzen Meere kann man diesem Nasenwunder häufig begegnen. Abgesehen ist das Tier wegen seines auffallend nach Moschus duftenden Fleisches bei den Tataren und Kirgisen sehr beliebt, die es merkwürdigerweise mit abgerichteten Steinadlern jagen. Ein rein äußerlicher Sonderling ist auch der in Borneo lebende Langaffe, der zur Familie der Gibbons gehört. Nicht nur seine Arme sind auffallend, sondern auch seine Augen, die wie Vergrößerungsgläser aussehen und voll umschauender Verwunderung in die Welt blicken. Dieser Herr bewegt sich meist schwingend zwischen Ästen und Baumstämmen, auf dem Erdboden aber wird er sofort unsicher und verlegen, weil seine Arme ihm überall im Wege sind, wie wenn man zwei übergroße Spazierstöcke mit sich schleppt. Erhörtlich sieht auf seine Weise der sogen. „schreckliche Moloch“ aus. Er lebt im Sande Australiens und besitzt die beneidenswerte Fähigkeit, seine Farbe stets seiner augenblicklichen Umgebung anzupassen. Im übrigen ist er rein äußerlich ein kolossaler Aufschneider, sein bloß 20 Cm. langer Körper ist mit Stacheln, Kanten und Schwertern geradezu gepickt, als wollte er sofort den Krieg gegen die ganze Welt aufnehmen. In Wirklichkeit gibt es aber kein Tier, das bescheidener und harmloser wäre als dieser „schreckliche Moloch“. Endlich muß noch die Zibethhyäne erwähnt werden, die man geradezu als den eingefleischtesten aller Tiersonderlinge betrachten kann. Sie hält sich stets geduckt, blickt misstrauisch, neidisch und giftig drein, wie sich das für einen Mäuserfresser gehört. Vielfach ist sie darüber erbost, daß ihr die Natur trotz ihres hyänenhaften Aussehens nicht die Mittel gegeben hat, Fleisch zu genießen. Sie ist aber keine Hyäne im eigentlichen Sinne, sondern der sogen. Erdwolf der Afrikaner. Der Hyänenstipe ähnelt sie vor allem durch den abspitzigen Rücken, ihr Gebiß aber hat zu ihrem Schmerz garnichts Raubtierhaftes. Sie hat wenige Zähne, die ihr überdies leicht ausfallen, sodaß sie nicht richtig kauen kann. Darum lebt sie enttäuscht und böse ganz für sich in ihrer Höhle und nährt sich von Heuschrecken, die sie mühelos zu verschlucken vermag. Und da sie fast ausschließlich auf Heuschrecken angewiesen ist, konnte sie aus Mangel an „Rohmaterial“ bisher noch in keinem europäischen Tierpark gehalten werden.

C. K.

Die Telegraphie der Naturvölker.

Wenn auch die Technik der modernen drahtlosen Telegraphie zu den großen Errungenschaften jüngsten Datums gehört, so ist doch die Umsetzung des Gedankens einer Verständigung über weite Strecken ohne irgend ein festes Verbindungsmittel im Grunde so alt wie die Menschheit selbst. Der Unterschied besteht nur darin, daß man im 20. Jahrhundert die Elektrizität dem Nachrichtendienst zur Verfügung stellen konnte, während man in früheren und ältesten Zeiten naturgemäß auf die einfachsten Behelfsmittel angewiesen war. Eine gewisse Telegraphie hat es aber schon im Altertum gegeben, da man sich, ganz abgesehen von Eilboten, Stappenläufern und Reitern akustischer und optischer Signale bediente, die in sehr kurzer Zeit von Station zu Station weitergegeben wurden. Auf dieser naheliegenden Idee beruht auch die Telegraphie bei vielen Naturvölkern der Gegenwart, über deren interessanteste Systeme G. Arriens in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ berichtet. Seit jeher haben Forschungsreisende über die Windeseile gestaunt, mit der bei afrikanischen Völkern die Kenntnis wichtiger Ereignisse sich verbreitet. Die häufigsten akustischen Verständigungsmittel in den Negerländern sind die Trommel, Horn- und Klötennsignale. Von dieser Klötennsprache der Neger erzählte der Forscher Probenius: „Aber wie hatten die Boten noch am Abend den Hauptmann M., der seine 50 Kilometer entfernt war, erreicht? ... Erst in Mangu stellte ich fest, daß die Stämme eine ausgesprochene Signalsprache haben, deren Instrument die Jagdpfeife ist. Sie sind imstande, ganze Sätze, jeden Namen, jeden Befehl, jeden Wunsch auf recht bedeutende Entfernung über die Felder zu verbreiten.“ Ein Abreißer dieser Klötennsprache ist auch unter den Kabylen am Nordrand der Sahara erhalten geblieben. Über die Telegraphie, die bei den Jogi. Guanachen auf den Kanarischen Inseln zur Zeit der spanischen Eroberung üblich war, berichtete ein englisches Werk vom Jahre 1869: „Wenn ein Feind sich näherte, alarmierten sie die Gegend durch dichten Rauch oder durch Pfeifen, das von einem zum andern fortgesetzt wurde. Letzteres ist noch heute auf Teneriffa üblich, und man kann es auf ungläubliche Entfernungen hören.“ Heute ist aber das verbreitetste Signalinstrument in Afrika nicht die Pfeife, sondern die Trommel. Die Eingeborenen Südamerikas haben sich in einer ganz eigenartigen Silbensprache auf der Trommel ausgebildet. Das gleiche gilt für die Stämme in Mexiko, Nordwestamerika und am Amazonasstrom. Es gibt auch ganz kleine Trömmchen, die am Jagdbogen befestigt werden und auf die man mit kleinen Hölzchen schlägt, um sich im Busch gegenseitig verständigen zu können. Die Bogensignaltrommeln sind bei den Zwergstämmen im Kongowald verbreitet. Unter den optischen Signalen sind Rauch-, Feuer- und Staubwolken-signale am häufigsten, besonders bei den Indianern Nordamerikas, den Hottentotten und den Australiern. Wenig bekannt dürfte es sein, daß auch die deutschen Schutztruppen im Witboi-Krieg sich mit Erfolg dieses Telegraphensystems des Feindes bedienten. In seinen Ausführungen über Dienst und Kriegsführung in den Kolonien äußerte sich der Major Schwabe hierüber: „Jeder Posten hatte eine schriftliche Instruktion, nach der die mehr oder minder große Zahl verschieden zueinander gestellter Flaggen oder Feuerchen eine besondere Bedeutung hatte. So meldeten z. B. drei in gleichem Abstand nebeneinander auf der vom Feinde abgekehrten Seite der Berggruppe erscheinende Feuer: „Starke feindliche Streitkräfte in Sicht!“ Befand sich aber rechts seitwärts dieser Reihe ein viertes Signal in größerem Abstand, so bedeutete dies den Zusatz: „... die nach rechts marschieren!“ Mit dieser kurzen Bemerkung ist auch das Signalwesen der Indianer erklärt, sofern es sich um Rauchsignale handelt. Den Rauch von genügender Dichtigkeit und Schwärze erzeugt man aus Tannen- und Ebernästen, Gras und feuchten Blättern. Für besondere Mitteilungen haben die Eingeborenen untereinander eine bestimmte Zahl von Rauchsäulen vereinbart. Im allgemeinen ist die Zahl der Rauchsäulen um so größer, je größer die Gefahr erscheint. Eine beständige Säule heißt „Aufgepaßt“. Die Upachen pflegten bei der Heimkehr von einem Kriegszug ihren Familien die Zahl der erbeuteten Sklaven durch Rauchsäulen in horizontaler Linie bekanntzugeben. Als Ersatz für den Rauch pflegten die Indianer auch Staubwolken aufzupeitschen. Schließlich sei in diesem Zusammenhang auch noch eines Negertelephons gedacht, das im portugiesischen Ostafrica üblich ist. Zwei sehr kleine, mit äußerst feiner Tierhaut überzogene Trömmeln sind mit einer Darmseitschnur bis zu 100 Meter Länge miteinander verbunden. Was in die eine Trommel geblasen wird, kann dann aus der anderen gehört werden. So waren die Neger lange vor uns stolzen Europäern bereits Besitzer von Hausfernsprechern.

Das Schicksal der gesunkenen Schiffe.

Wenn schon im Frieden eine Lösung des Problems, gesunkene Schiffe oder wenigstens ihre Ladungen zu heben, wirtschaftlich wichtig erschien, so wäre sie heute von einer ungeheuren Bedeutung, da durch den Krieg Millionen und aber Millionen Werte auf den Grund des Meeres versenkt wurden. Zu wiederholten Malen wurde in der Presse diese Frage erörtert, bisher ist es aber stets bei Theorien geblieben. Über den gegenwärtigen Stand und die künftigen Aussichten dieser Angelegenheit macht nun das „Journal“, dessen Marine-Mitarbeiter den Ingenieur der französischen Kriegsmarine Dibes ausfragte, nähere Mitteilung. „Einen Teil der gesunkenen Schiffe“, so erklärte der Ingenieur, „wird man sicherlich wieder bergen können, sodaß dem Kriege wenigstens ein Bruchteil seiner Opfer wieder entzogen wird. Vor allem kommen natürlich jene Fahrzeuge in Betracht, die in geringeren Tiefen versenkt wurden und also mit den heute gebräuchlichen Tauchervorrichtungen ohne besondere technische Schwierigkeiten und ohne Gefährdung des dabei beschäftigten Personals erreichbar sind. Für die Arbeit in den großen Tiefen fehlen aber noch immer die entsprechenden maschinellen Mittel. Immerhin hat man gerade in den letzten Jahren in dieser Beziehung große Fortschritte gemacht, besonders ist es gelungen, das Arbeiten auf dem Meeresgrund sicher zu gestalten und die Möglichkeit von Katastrophen zu verhüten. Sehr gute Ergebnisse sind von neuen Vorrichtungen englischer und amerikanischer Herkunft zu erwarten, die es ermöglichen, sich in Tiefen zu wagen, die vor noch verhältnismäßig kurzer Zeit als völlig unzugänglich bezeichnet werden mußten. Die äußersten Tiefen allerdings sind nach wie vor noch unerreichbar. Es ist bekannt, daß infolge der Vermehrung des Druckes, der bereits in 25 bis 30 Meter Tiefe 3 bis 4 Atmosphären erreicht, die Taucher körperlichen Einflüssen ausgesetzt sind, durch welche die Zeit ihres Aufenthaltes unter dem Wasser sehr beschränkt wird. Nach andauernden Übungen kann man sich bis zu 30 Meter Tiefe wagen, allerdings nur für einen kurzen Aufenthalt und mit Hilfe von Spezialapparaten, die bisher noch nicht in großen Mengen hergestellt wurden. In diesen Tiefen wird die eigentliche Arbeitszeit noch dadurch verkürzt, daß man die Taucher sehr langsam hinunterlassen und ebenso langsam heraufziehen muß, um ein sprunghaftes Steigen und Sinken des Druckes zu verhüten. Dazu kommen noch die Schwierigkeiten bei der Einrichtung und der Bedienung der Hebeapparate, die natürlich ebenfalls mit größerer Tiefe zunehmen. Nach dem neuesten Stand der für dieses schwierige Arbeitsgebiet in Betracht kommenden Technik kann man aber mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß man immer mehr gesunkene Schiffe wird retten können. Eine der jüngsten und wichtigsten Erfindungen ist der neue Tauchapparat, den ein amerikanischer Ingenieur in Toledo im Staate Ohio, Leavitt, vor kurzem vollendet hat. Der Apparat besteht aus einer Art metallischer Hülse, die den ganzen Körper des Tauchers bedeckt; nur die Arme und Beine stecken in biegsamen, mit beweglichen Scharnieren versehenen Röhren. Der Apparat kann, wie festgestellt wurde, einem Druck von 100 Kilogramm auf den Quadratcentimeter

widerstehen. Da die ganze Hülse hermetisch abzuschließen ist, macht sich der Wasserdruck im Innern kaum fühlbar, sodaß der Taucher sich, wie immer die Tiefe sein mag, in die er hinabsteigt, unter einem Druck befindet, der sich nur wenig von dem atmosphärischen Druck unterscheidet. Die zum Atmen nötige Luft wird durch ein Reservoir geliefert, das einen Teil des Apparates bildet und für einen vierstündigen Aufenthalt unter Wasser ausreicht. Bei den Versuchen, die im Michigansee unternommen wurden, ist der Erfinder bis zu Tiefen von 110 Meter hinabgestiegen und 45 Minuten lang unten geblieben. Um in diese Tiefe zu gelangen, waren drei Minuten erforderlich, das Herauskommen dauerte fünf Minuten. Wenn man erwägt, daß versenkte Schiffe von einem gewaltigen Tonnengehalt in Tiefen von weniger als 150 Meter liegen, so sieht man also bereits jetzt greifbar die Möglichkeit, diese Schiffe zu heben oder mindestens den kostbaren Teil ihrer Ladung nach und nach zu bergen. Auf jeden Fall wird man der Welt einen Teil der verloren gegangenen Werte auf diese Weise zurückgeben können.



Warum hat das Pferd eine Mähne.

Die selbstverständlichsten Erscheinungen werden oft merkwürdig, wenn man ihre Gründe zu erkennen trachtet. So weist der ausgezeichnete Hippologe Dr. Th. Zell in der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse“ nach, daß die Frage, warum das Pferd eine Mähne hat, leichter gestellt als beantwortet ist. Mancher Kavallerist dürfte die Sache allerdings furchtbar einfach finden, indem er meint, die Mähne sei dazu da, damit sich der Reiter durch Anfassen leichter auf das Pferd schwingen kann. Wollte man selbst derartige Zusammenhänge prinzipiell gelten lassen, so muß doch eingewandt werden, daß erst das Hauspferd eine lange Mähne zum Anpacken besitzt, also gerade das Pferd, bei dem wegen des Sattels und der Steigbügel eine Unterstützung nicht mehr so nötig ist. Ganz falsch ist es auch, daß sich der Urmensch auf den Rücken des Wildpferdes schwang, indem er sich an der Mähne festhielt, und daß er dann das Pferd lenkte, indem er die Mähne gewissermaßen als Zügel benutzte. Dies kann schon darum nicht stimmen, weil gerade das Pferd keine einigermaßen lange Mähne, sondern nur handbreite Borsten hat. Von allen Forschern hat eigentlich nur Darwin sich mit der Frage näher befaßt. Er erklärt, daß die Mähne ein Abwehrmittel gegen feindliche Angriffe sei. Dies dürfte bei der Mähne des Löwen richtig sein, doch muß dann umso mehr auffallen, daß z. B. der Tiger mähnenlos ist. Richtig erscheint also

nur der Grundgedanke des Schutzes, doch kann es sich nicht um ein Schutzmittel im direkten Kampf handeln, denn sonst könnte z. B. niemals ein Tiger einen Löwen überwinden, was in Wirklichkeit schon vielfach vorgekommen ist. Dr. Zell kommt also zu dem Schlusse, daß Darwin bei der Betrachtung über den Zweck der Mähne den wichtigen Umstand außer acht gelassen hat, daß eine Mähne im allgemeinen nur für ein Geschöpf der freien Ebene in Betracht kommen kann, da sie im dichten Walde hinderlich sein muß. Der Tiger hat demnach keine Mähne, weil er sich gewöhnlich in Baumbeständen aufhält, eine lange Mähne hingegen besitzt der Löwe, der die Steppe bevorzugt und nur in die Ränder der Wälder eindringt. Die Mähne scheint ihm so dichter zu sein, je mehr die Bäume fehlen. Dies wird auch durch die dichte Mähne des Bisons bewiesen, der bekanntlich nur in der Steppe lebt. Was ist aber nun der Zweck der Mähne? Beim Bison hat sie die Aufgabe, ihn gegen die eisigen Stürme zu schützen, bei Affen mag sie, was der Ansicht Darwins am nächsten kommt, eine gute Verteidigung gegen Bisse sein, schließlich kann sie aber auch als Schutzfärbung in Betracht kommen. Die Mähne des Pferdes aber kann unmöglich als direktes Verteidigungsmittel dienen. Schon für ein Pferdegebiss ist sie hierfür meist zu kurz. Sie hat vielmehr, was beim Zebra am deutlichsten zu erkennen ist, den Zweck einer Schutzfärbung. Beim Urwildpferd stimmt ihr lichtbrauner Ton ganz mit der Steppenfarbe überein. Die Mähne des Pferdes ist also ein Verteidigungsmittel im Sinne der Schutzfärbung, und zwar hat sie die Aufgabe, den in der Steppe auf fallenden Hals des Pferdes nach Möglichkeit zu verdecken.

Suchbild.



Wo ist der Analer?

Auflösung des Suchbildes in Nr. 4.

Man stellt das Bild auf den Kopf, dann erscheint das Brüderchen zwischen dem Baumstamm und den Sträuchern.